

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Sammlung - Ausgewählte Werke**

in zwei Bänden

Prosa

**Peters, Friedrich Ernst**

**Hamburg, 1958**

"Ich rede noch mit dir"

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876**

„ICH REDE NOCH MIT DIR“

Meine Eltern sind gewiß fromme Menschen gewesen; aber Gottes Name war ihnen zu gedankenloser Einmischung in den Sprachschutt des Alltags wohl zu heilig. Unser Dorf lag von seinem Kirchort ein gute Meile entfernt. In den entscheidenden ersten elf Jahren meines Lebens stellte einzig ein ungepflegter, beschwerlicher Weg über Moor und Heide die Verbindung her. Der Kirchgang hätte nach immer drangvoll arbeitsreichen Wochen die bitter notwendige und stets durch irgendwelche außergewöhnlichen Verrichtungen schon ohnehin stark beschnittene Sonntagsruhe um mindestens fünf weitere Stunden verkürzt. Darum wurden wohl zwei Plätze auf dem Wagen eines befreundeten Bauern mit Dank angenommen. Da aber die Bauern unseres Dorfes nicht eben als kirchlich gelten konnten, so war dieses Anerbieten sehr selten, und es wäre ungebührlich gewesen, auch noch für eines der Kinder einen Platz zu erbitten. Die Umstände meiner ersten Jugend waren also einer Begegnung mit Gott sehr ungünstig.

Meiner Erinnerung nach hat mich mein Vater zum erstenmal vor den Namen Gottes gestellt. Es war in seiner Werkstatt, und ich weiß, daß ich in Zusammenraffung meiner noch unentwickelten Gedächtniskräfte angestrengt auf einen kleinen Amboß niedersah, wobei das Gewirr von Kaltmeißelnarben, das diesem Amboß eingegraben war, in eine geheimnisvolle Entsprechung trat zu den krausen Lauthäufungen, die mir mein Vater vortrug und die ich nachbilden sollte:

„Fürchte Gott, liebes Kind!

Gott, der Herr, sieht und weiß

alle Dinge — Amen!“

Als erste religiöse Unterweisung hatte dieses Vornehmen seinen Zweck vollkommen verfehlt. Das kleine Gebet wurde mir ja in hochdeutscher Sprache dargeboten, und dieses Dunkel konnte ich noch nicht durchlichten. Der Name Gottes war mir ganz unbekannt und konnte also mein Gefühl, so leicht es sein mochte, auf

seiner dunklen Schwinge noch nicht emportragen. Aber das ganze Gebet teilte sich mir rhythmisch sofort in sechs Teile auf. Der erste Teil war ganz dunkel, ebenso der dritte: „Gott, der Herr“. Aber als Lichtpunkt glänzte zwischen zwei Dunkeln das leuchtende Wort: „Liebes Kind“. Von seinem Klang ließ ich mich streicheln; es tat mir wohl. Dann brachten wieder die Worte „sieht und weiß“ wenigstens ein verheißungsvolles Wallen in den Wortvorhang, hinter dem der Sinn sich barg. „Weiß“ empfand ich als Licht, und es erschien mir um des Gegensatzes willen mit dem „sieht“ zusammengestellt, in dem ich ein Dunkles vermutete. „Alle Dinge“ erinnerten mich an den Dienstag, den ich in meinem Plattdeutsch als „Dingsdag“ bezeichnete. Nach der beschwerlichen Wanderung durch die vielen Fährnisse dieser Wortfolge bedurfte das abschließende „Amen“ keiner Aufhellung mehr. Es war einfach ein Freudenschrei über die glückliche Ankunft am anderen Ufer.

Mit Bedacht wird hier das Wort „Ufer“ gesetzt. Denn diese Sprechübung war in ihren Gefahren sehr wohl dem Überqueren vergleichbar des Baches, hinter dem unser Nachbar Jochen wie in einer Festung wohnte. Ob dieser Bach gleich so schmal war, daß die Planke einer ausgedienten Hobelbank ihn überbrücken konnte, sahen meine Kinderaugen ihn doch unheimlich groß und bedrohlich. Aber in der Gefahr lag eben auch eine Lockung, und jedes Überqueren des Baches war ein tapfer bestandenes Abenteuer.

Das Nachsprechen des Gebetes nun verschmolz in meinen Gedanken mit dem Überqueren des Baches auf der Hobelbankplanke zu einer Übung. „Fürchte Gott — liebes Kind — Gott der Herr — sieht und weiß — alle Dinge Amen.“ Mit fünf bedächtig wiegenden Schritten war das andere Ufer zu gewinnen. Die Augen fanden dabei einen Halt an den Bankhakenlöchern, die am rechten Saum der kleinen, geländerlosen Brücke hinliefen. Und wie der noch über dem Ungewissen schwebende Fuß sich mit der letzten Bewegung ganz schnell und bedenkenlos seinem Bruder zugesellte, der schon auf festem Boden stand, so folgte dem „Alle Dinge“ das „Amen“ pausenlos und im Ton zu einem kleinen Triumphschrei gesteigert.

Zuletzt war es ein schönes Spiel, immer schneller und unbesonnener und doch des Gelingens sicher über die Brücke zu lau-

fen. Der Beifall des Vaters spornte es vollends zu hellem Übermut. So wurde Lachen, Spiel und kindliche Unbesonnenheit, was mit der ernstesten, ja, düsteren Mahnung „Fürchte Gott!“ angefangen hatte.

Zum erstenmal war hier der Versuch gemacht worden, mir für das große Geheimnis einen Namen zu geben. Der Versuch war verfrüht, und als dann — wenig später — das Geheimnis um mich drängender in dunklen Lauten zu raunen begann, da war der Name vergessen. Eine Zeitlang nahm das Geheimnis Wohnung in dem Namen „Hohenwestedt“, Westedt, wie der Ort in unserem Platt hieß. Da warf ich eines Tages meine alltäglichen Holzpantoffeln in die Ecke und forderte die festlichen Stiefel mit dem sehr ernstesten Bedeuten, ich müsse nach Westedt. Die starre Weigerung meiner Mutter aber und ihr gewiß nicht böse gemeintes Lachen lehrten mich früh, daß man vor Menschen besser den Mahnruf des Geheimnisses verheimlicht. Eines Tages bin ich dann doch in Holzpantoffeln auf die Wanderung gegangen; aber am Rand des großen Waldes mußte ich meiner Großmutter in den Weg laufen. Sie brachte den Ausreißer zurück mit der Erklärung: „He wull na Westedt“, und wieder war um mich die Schmach des Lachens der Großen.

Der Name „Westedt“ verlor seinen wunderbarlich lockenden Klang, als ich unvermutet das Geheimnis in meiner unmittelbaren Nähe fand. Die Dorfstraße, das Redder, der Nindorfer Weg schrieben meinen Entdeckungsfahrten die Richtung vor. Was es hier am Rande zu sehen gab, war mir vertraut. Die beiden Feldwege hatten an ihrem Saum Wälle mit hohen Knicks, und ich mochte wohl denken, daß, von einem kleinen gras- oder kornbestandenen Raum bei den Schlagbäumen abgesehen, dahinter die absolute Leere sich auftun müsse. Eines Tages nun stand ich am Ende des Steiges, welcher zwischen Sood und Immenhof dreißig Kinderschritte von unserem Haus wegführte, vor dem Wall, der mit einem hohen Knick unser Grundstück von der Koppel des Bauern Eggert Rohwer trennte. Der sonst überall von Farn und Moos überwucherte Wall zeigte an dieser Stelle seine bloße, braune Erde, und kleine stufenartige Unterbrechungen seiner Steile ermunterten mich zu dem Versuch, den Wall zu erklettern. Das Unternehmen gelang. Ich fand im Buschwerk eine Lücke und sah

drüben zu meinem grenzenlosen Staunen wider alles Erwarten keinen fürchterlichen Abgrund. Vielmehr war der Wall nur um ein Geringes höher als die dahinterliegende Koppel. Der Sprung war kein Wagnis. Raschelnd schloß sich hinter mir das Gebüsch, und obwohl die vertrauten, hallenden Hammerschläge aus der Werkstatt meines Vaters kaum gedämpft zu mir herüberklangen, stand ich in einer verwandelten Welt.

Die Knicks schienen ihre Natur verändert zu haben. Die Welt ist so groß; aber immer sind für Kinderfüße aus dem Raum nur kleine Streifen zum Begehen herausgeschnitten, und da es nun einmal so vieles gibt, was Kinder noch nicht wissen dürfen, so stellen sich die Knicks an jedem Weg auf hohe Wälle und versperren die Sicht. Hier nun traten die eifersüchtigen Wächter zurück und gaben Raum. Fern am Horizont erst tauchten sie wieder auf; vor einem weiten Himmel stand ihre niegeschaute Silhouette. Und dort ragte aus Eichen- und Hagebuchengestrüpp, das noch sein rostbraunes, starr- und krausgewordenes Herbstlaub trug, hoch und schwarz ein sonderbar geformter Baum heraus. Es war eine Stechpalme, die allerdings auffallen mußte. Andere Bäume ließen jetzt den Blick durch das Gewirr ihrer nackten Zweige hindurchgehen; aber die schwarze Fläche der Stechpalme war recht als ein Blickfang hingestellt. Der schöne Baum war in seiner Gestalt einem Tier vergleichbar, das sich aufgerichtet hat; in Furcht und Ehrfurcht hieß ich es „Löwe“. Dort im Löwen war das Geheimnis, das schön ist und zugleich schreckt. Das Gefühl, dem Löwen nicht nahe kommen zu dürfen, war vorerst wohl nur eine Spielerei. Vorsichtig ging ich am Wall entlang, vorbei an einer Tränkstätte für das Vieh, einer verschlammten Kuhle mit unheimlich schwarzem Wasserspiegel. Mein täglicher Spielgefährte, der kleine Bach an der Dorfstraße, war immer geschwätzig, und so mußte die abweisende Stille um diese Kuhle zu dem Versuch locken, ihr Wasser dennoch zum Reden zu bringen. Ich warf ein paar Steine hinab; aber es geschah doch nur sehr nebenher. Denn mächtig gewachsen war inzwischen die Drohung, die vom schwarzen Löwen herüberkam. Zwar stand er dort reglos auf dem Wall; aber der Raum zwischen uns, ob er gleich weit war, baute keinerlei Hindernis auf, und in gewaltigen Sätzen mochte das Ungeheuer sein Opfer schnell erreichen. Ich

ließ nun keinen Blick mehr von dem Löwen, so als müsse ich die Gefahr bannen.

Da sah ich den Schlagbaum, zwängte mich durch sein Lattengitter und fand mich nach mannhaft bestandenen Abenteuern in fernen Ländern wieder am Nindorfer Weg, noch nicht mehr als dreißig Meter vom Elternhaus entfernt. Sofort hörte ich auch wieder den Hammerschlag aus der väterlichen Werkstatt.

Der Gedanke an den Löwen aber wollte mich nicht mehr verlassen. Seit einiger Zeit schon war mir die Welt nicht mehr in allen ihren Teilen und Dingen wohlgesinnt. Wohl war sie schön; aber man mußte sich in ihr doch mit Vorsicht bewegen. Alles Geheimnis sammelte sich in dem Löwen, wurde in ihm dunkel, richtete in ihm sich auf und sah aus ihm wachsam über die Welt.

Das wie zufällig erworbene Vermögen aber, einen Wall zu übersteigen, die Entdeckung, daß Knicks besiegt sind, gab meinen Unternehmungen Selbstbewußtsein, gab meinem Blick die Weite. Von nun an überstieg ich in der Nähe meines Elternhauses an immer anderen Stellen die Wälle, und von überallher sah ich „Löwe“ groß und dunkel am Horizont stehen.

Einmal stand ich wieder am inneren Wall, auf Eggert Rohwers Koppel, nun schon dem Bereich der Hammerschläge ganz entrückt. Jenseits des Knicks war der Nindorfer Weg. Es war schön, Wittmaacks Leute da unten im Sand in ihrem Vorbeigehen nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen, mitten unter ihnen zu sein, und doch nicht bemerkt zu werden. Das glich einem Zauber! Und der Tagelöhner, der mir immer verwirrende Fragen stellte und in jedem Fall roh lachte, ob ich nun antwortete oder schwieg, heute konnte er mir nichts anhaben. Ja, das alles war schön, und der Platz hinter dem Wall hätte als ganz heimelig gelten können, wenn nicht „Löwe“ gewesen wäre. Ich starrte hinüber zu dem dunklen Ungeheuer und sprach wieder und wieder das Wort „Löwe“ wie eine Beschwörung.

Löwe war in mir eine kleine Besessenheit geworden. Löwe stand im Vorhof meiner Träume, stand zugleich lockend und schreckend in den Bildern, die vor dem Einschlafen regellos vor rücksinkenden Augen gaukeln. Löwe fand von da den Zugang in meine Träume. Und nun war es klar geworden, daß ich eines Tages über Eggert Rohwers endlose Koppel gehen müsse, um

dem Drohenden Auge in Auge meine Friedfertigkeit zu versichern, um mit arglosem Vertrauen allen bösen Willen zu entwaffnen. Heute indessen, heute war die Stunde noch nicht gekommen.

Ich kehrte mich dem Wall wieder zu, ohne weitere Absichten griffen meine Hände in seine Erde, und diese Erde gab widerstandslos nach. Da freuten sich die Finger ihrer Kraft und freuten sich der kühlen Weichheit, die sie betasteten, und die Augen freuten sich der tiefbraunen Farbe dieser Erde. Das häßliche, dürre Gras verschwand mehr und mehr, und langsam entstand in der Schräge des Walls eine Nische mit steilen Seitenwänden, einer steilen Hinterwand und einem ebenen Grunde, und alle Flächen ließen sich mit leichten Schlägen der flachen Hand wunderbar glätten.

Einmal aber mußte ein Ende sein; denn wenn der Bau über einen bestimmten Punkt hinausgetrieben wurde, stellten meine Hände seinen Bestand wieder in Frage. Kleine Erdschollen lösten sich unter den Schlägen von den Wänden und verunzierten den glatten Boden. Das Werk mußte als getan gelten. Wie schade! Oder war doch ein Weiterkommen? An einem krausen Baumstumpf im Knick entdeckte ich Moos, und bald schmückte ein grüner Teppich den Boden meiner Nische, und nun strömten mir die Einfälle zu weiterer Ausgestaltung in Fülle zu. Es wuchs am Wall ein schönes, dunkles Farnkraut, das an der helleren Unterseite seiner Blätter mit kleinen, kreisrunden gelben Flecken übersät war. Die Seitenwände meiner Nische überzogen sich mit diesem Grün.

Aller Flitter, den meine Taschen hergaben, fand sich in bedeutungsvoller Anordnung auf dem Moos ausgebreitet. Schlehenschnüre schlangen sich um dieses Innerste der Nische, und am Ende blieb nichts mehr zu tun, als das Werk still und innig zu bestaunen. Eine Beziehung zu „Löwe“ stellte sich noch nicht her.

Ich nannte das Ganze meine „Ausstellung“. Dieses Wort gehörte keineswegs in den Wortschatz eines kleinen plattdeutschen Knaben. Ich hatte es irgendwo aufgenommen, und nun erschien es mir zur Bezeichnung des Wunderbaren alltagsfern und unverbraucht genug. Unsere Jevenstedter Kirche hatte ich nie gesehen, und von einem Altar fehlte mir beides, Anschauung und Wort.

Dies alles war am Vormittag geschehen. Es wollten wohl im Laufe des Tages der merkwürdigen Dinge noch viele beachtet sein; aber die Gedanken kehrten immer wieder zurück zu der Ausstellung. Von „Löwe“ hatte ich keinem Menschen je erzählt. Wie hätte ich denn von der Ausstellung reden sollen? Es ist so schön, Heimlichkeiten zu haben. Und wenn nun der böse Tagelöhner vom Felde heimkommt, lärmt er im Nindorfer Weg achtlos dahin und weiß an der bestimmten Stelle nicht, daß ganz, ganz nahe das Wunder einer Ausstellung prunkt.

Am Nachmittag durchsuchte ich meinen Besitz nach glänzenden Dingen. Und wenn am Ende die Auswahl klein blieb, so hatte mich wohl das Gefühl geleitet, es könne durch wahllose Häufung eher verdorben als gebessert werden. Nur das ganz Kostbare konnte zugelassen sein. Zur rechten Zeit fielen mir auch meine „Sprüche“ ein. Das waren jene beliebten Engel- und Blumenbilder, die aus haltbarem Papier herausgestanzt werden. Mir zuliebe kaufte meine Mutter ihren Kaffeezusatz bei dem Händler aus Hohenwestedt, der an jedem zweiten Donnerstag vorsprach. Wenn man von den runden Paketen eine äußere Papierhülle abriß, kamen die wunderbarsten Sprüche zutage, die in meiner Schachtel noch lange die Rundung des Paketes bewahrten. Ich suchte die beiden schönsten Bilder aus, nun doch nicht ganz ohne Bedauern. Aber werden nicht meine Sprüche in anderen Gegenden „Oblaten“ genannt? Ich brachte sie dar.

Das geschah am späten Nachmittag. Eifervoll gestaltete ich meine Ausstellung, und Löwe hatte sich mit einer recht flüchtigen Ehrenerweisung begnügen müssen.

Abends im Bett kamen mir dann allerlei Bedenken. Wilde Tiere schweifen umher; sie werden die Ausstellung zerstören. Und wenn es über Nacht regnet, dann ist alles verdorben. Und dann . . . ja, meinem Werk droht Unheil und in ihm mir selbst! Löwe wird meinen, daß der Bau errichtet ist als ein Trutz gegen seine Gewalt. Und hat er nicht recht? Ist nicht im Grunde alles so gemeint? Nun wird er bei Nacht vom Wall springen, wird über die Koppel hetzen und alles vernichten.

Die Nacht hatte Frost gebracht. Die kahlen Bäume vor unserem Hause zeigten sich wie durch Zauber neu belaubt, hatten sich aber um des Wunders willen in Weiß gehüllt. Die Sonne leuch-



tete hell wie seit langem nicht. Ich fand die Ausstellung unzerstört wohl, aber doch wunderbar verwandelt. Die gebrechlichen Wände der Nische waren über Nacht so starr geworden, als wären sie wirklich aus Stein gefügt. Und was ich lose hingelegt hatte, nun haftete alles an seinem Platz. Über meiner Ausstellung, die ich in ihrer ganzen armseligen Zerstörbarkeit den unheimlichen Mächten der Nacht mit Bangen preisgegeben hatte, war Segen gewesen. Eine gute Gewalt hatte sich ihrer erbarmt, hatte ihr in der Erstarrung die Kraft zum Widerstand gegeben, hatte ihr Dauer versprochen. Wenn mir auch Gottes Name nun schon begegnet war, so stand er doch zu fern, um eine Verbindung mit diesem Erlebnis eingehen zu können. Ich fühlte das Walten einer guten Macht und wußte ihr keinen Namen zu geben. Wirr beglückt stand ich vor meiner Ausstellung. Mein Dargebrachtes lag überstäubt von einem funkelnden Weiß. Die gute Macht hatte mein Opfer, meinen Altar und mich selbst gnädig angesehen.

Als ich mich umkehrte, dem Osten zu, wußte ich, daß die Stunde gekommen war. Heute mußte ich hinüberwandern zu „Löwe“. Mutig ging ich dem Drohenden entgegen, das junge Gefühl meiner Unverletzlichkeit als Schild ihm entgegenhaltend. Über die leisen Wölbungen der einzelnen Feldstreifen ging es dem Ziele zu. Den Blick hielt ich am Boden, und nur in den Rinnen zwischen zwei Streifen sah ich auf, um mich des Näherkommens zu vergewissern. Mit mir wandelte eine neue Kraft. Dann aber wollte eine plötzliche Angst mich zu schneller Umkehr bereden. Ich bekämpfte sie mit ganz kalter Vernunft, indem ich mir sagte: „Im Grunde ist dies alles doch Spiel. Ich sehe ja von hier schon, daß ‚Löwe‘ ein Hülsenbaum ist.“ Und nun stand ich vor ihm und sagte mit begütigender, mit beschwörender Stimme immer wieder: „Löwe! Löwe!“

So also war das als Größe so lange Erträumte Ereignis geworden. Aber hatte nicht auf dem Weg über die Koppel ein kleines, spitzfindiges Vernünfteln dem wirren Wunderbau aus Traum und halben Gedanken die Bekrönung durch die schließende Koppel verwehrt? Nein! „Den bängsten Traum begleitet ein heimliches Gefühl, daß alles nichts bedeutet.“ Dem Kinde ist das Leben ein Gewoge schwankender Erscheinungen, das sich erst

langsam verfestigt und erst allmählich Wirklichkeit wird. Aber kaum darf der reife Mensch dem Ergebnis dieses Vorganges mehr als ein paar Jahre in gutem Glauben an eine Wirklichkeit gegenüberstehen. Schnell setzt die Rückbildung ein. Wirklichkeit will wieder schwankende Erscheinung, Leben will in einem weiteren und verwandelten Sinne wieder zu Traum werden. Wenn einem Menschen inmitten des Grauens und der Not dieser Welt ein heimliches Gefühl kommt, daß vor der unerahnbaren Wirklichkeit Gottes und seines Reiches dies alles nichts bedeutet, dann ist ihm Gnade geworden. Und sollte nicht auch einem Kinde, das mit seinem kleinen Traum eingeschachtelt ist in den größeren Traum, den wir Wirklichkeit nennen, sollte nicht auch ihm der Augenblick, in dem es sich seines Träumens bewußt wird, viel mehr Erhebung als platte Ernüchterung sein? Denn die Gewißheit, im Schutze guter Mächte zu wandeln, konnte durch das, was wir oben eine kleine Vernünftelei nannten, nicht erschüttert werden. Gott, den ich mit Namen nicht zu nennen wußte, hatte mich bei *meinem* Namen gerufen.

Das war das Große dieses kleinen Erlebnisses, und darum finde ich es so wohlerhalten in meinem Gedächtnis verwahrt. Die Bilder sind von ehemals, die Deutung ist von heute. Dazwischen klafft ein Zeitabgrund von mehr als vier Jahrzehnten, und doch meine ich, mit junger Deutung alte Bilder nicht verfälscht zu haben. „Jeden mit anderer Stimme ruft Gott.“

Ich rühme mich wahrlich des Rufes nicht, der an mich ergangen ist. Ich will nur zu meiner Tröstung den verhallten Ton der Gottesstimme wieder beleben, und in Demut bekenne ich, daß Gott mir auf meinen täglichen Gängen sein Geleite versagt. Das Erlebnis aus frühen Jahren aber bestärkt mich wieder und wieder im Glauben. Gott kann nicht vergessen. Da er mich so früh ansprach, hat er mit mir etwas vor.

Und nun lebe ich immer wie im Vorzimmer eines hohen Herrn. Auf der Straße, bei zufälliger Begegnung, hat er mir flüchtig zugerufen: „Ich rede noch mit dir.“ Nun sitzt er dort hinter der verhangenen Tür, einen Namen nach dem andern ruft der Diener auf, einer nach dem andern hat *seine* Zwiesprache mit dem Herrn. Und ich stehe und warte. Es ist spät geworden, sehr spät, und die Leute sagen wohl mit scharfem Tadel oder auch nur mit einem

gleichgültigen Achselzucken, daß ich mein Tagewerk versäume. Es ist spät geworden, sehr spät. Wäre es nicht besser, ich schliche mich davon und büßte in einsamer Scham die Anmaßung, mich auf ein flüchtig und vielleicht in einer Laune hingeworfenes Wort im Vorsaal des Herrn eingefunden zu haben? Nein! Nein! Gott vergißt nicht; Gott hat gesagt: „Ich rede noch mit dir.“